

2. Kapitel

Gegen halb sieben gehen Kai und ich nach unten in die Küche, damit ich das Abendessen vorbereiten kann. Pa sitzt am Esstisch und liest Zeitung. Mein Vater mag Kai, was auf Gegenseitigkeit beruht. Vor ein paar Wochen hat Pa angefangen, Kai hin und wieder ein Bier anzubieten, wenn er abends bei uns ist. Okay, Kai ist fast siebzehn und alt genug für ein Bier, trotzdem gefällt mir das vertraute Getue ganz und gar nicht. Schließlich ist Kai *mein* Freund und nicht der meines Vaters.

Vermutlich hört Pa schon die Hochzeitsglocken läuten. Ein schmuckes Häuschen auf dem verwilderten Grundstück nebenan, zwei wohlgeratene Kinder, Kai der neue Schafkönig von Altenwinkel und ich seine Schafhirtin.

Pustekuchen. Kai und ich haben andere Pläne. Nach dem Abi wollen wir zusammen fortgehen – weit fort. Nach Kanada. Das heißt: Ich möchte unbedingt nach Kanada und Kai hat ursprünglich von Neuseeland geträumt. Als ich ihm klarmachte, wie absurd das ist (er will weg von den Schafen seines Vaters und dann soll es ausgerechnet Neuseeland sein), hat er gelacht.

»Na gut, dann eben Kanada. Ich folge dir, wohin du willst, Jola.« Unsere Kanada-Pläne sind unser Geheimnis. Nicht mal unsere Freunde wissen davon. Niemand soll uns aufhalten, wenn es erst so weit ist.

Pa und Kai sitzen nebeneinander auf der Küchenbank, trinken Bier aus der Flasche und führen Männergespräche, während ich den Tisch decke und ihnen mit halbem Ohr lausche.

Mein Vater ist Revierförster. Seit ich laufen kann, nimmt er mich mit in den Wald, er hat mir alles beigebracht, was er über die Natur weiß. Ich kenne die Namen der wilden Tiere, weiß, wie sie leben, was sie fressen. Ich kenne die Namen der Bäume, Sträucher und der seltenen Gewächse und ich habe Pas guten Orientierungssinn geerbt. Es ist sein Verdienst, dass ich mich allein da draußen zurechtfinde und mich vor keinem Tier fürchte, auch vor Schlangen und Wildschweinen nicht.

Meine Mutter kommt von der Terrasse herein und zwei Minuten später verabschiedet sich Kai. Ma ist ihm unheimlich. Er gibt das nicht zu, aber ich weiß es. Dass meine Mutter, wenn die Angst sie fest im Griff hat, manchmal tagelang das Haus nicht verlässt, stuft Kai unter *verrückt* ein, wie die anderen Dorfbewohner auch. Obwohl die Leute meistens so tun, als wäre alles in bester Ordnung mit Ulla Schwarz, denn schließlich ist sie die Frau des Försters und der ist ein angesehener Mann in Altenwinkel.

Ma ist nicht verrückt, ihr fehlt nur manchmal die Kraft, sich den alltäglichen Gefahren des wirklichen Lebens zu stellen. Stattdessen sitzt sie lieber in ihrer

Schreibstube und lässt ihre kleinen Romanhelden Abenteuer bestehen, die höchstens mal mit einer blutigen Nase enden. Eine verfallene Burgruine bei Nacht, ein dunkler Höhlengang, ein zähnefletschender Hund ohne Kette – was Zehnjährige eben aufregend finden. Ma ist eine Meisterin darin, heile Welten zu erschaffen.

»Hat einer von euch meine karierte Fleecedecke gesehen?« Streng schaut Ma uns an. »Ich habe sie gestern Abend auf der Terrasse liegen lassen, jetzt ist sie weg.«

Pa und ich schütteln mit geübten Unschuldsmienen den Kopf. Ma hasst es, wenn jemand ihre Sachen nimmt oder verlegt, und wir beide versuchen, alles zu vermeiden, was ihren Unmut erregen könnte.

»Tja«, meint sie achselzuckend, »dann haben sie wohl die Böhlersmännchen geholt.«

Gemeinsames erleichtertes Ausatmen. Obwohl die saloppe Antwort keineswegs bedeutet, dass sie von unserer Unschuld überzeugt ist. Einer alten Sage nach sind die Böhlersmännchen kleine hilfreiche Wichtel, die im Böhlersloch am Sonnenberg wohnen. Ma hat die Decke garantiert selbst verschusselt und wird sie hoffentlich schnell wiederfinden, sonst hängt tagelang der Haussegel schief, das kenne ich schon.

Schließlich entdeckt Ma die Kratzer auf meiner Wange. Wortlos holt sie ein Fläschchen Cutasept aus dem Medizinschrank, hält meine rechte Wange ins Licht und besprüht sie mit Desinfektionsspray. Es brennt wie verrückt, aber über meine Lippen kommt kein Laut, diese Blöße gebe ich mir nicht.

Natürlich will Ma wissen, wo und wie das passiert ist.

Während des Abendessens erzähle ich meinen Eltern vom Nest des seltenen Raubwürgers, das ich auf meinem heutigen Streifzug entdeckt habe. Die hellbraune Haarsträhne lasse ich unerwähnt, schon aus Rücksicht auf meine Mutter. Ihre Angststörung bekam nach Alinas Verschwinden einen neuen Schub, sie musste damals sogar für ein paar Wochen in die Psychiatrie.

Eine Weile hört Pa mir mit halbem Ohr zu, während er isst und sein zweites Bier trinkt, aber mehr als »Hmm« und »Erstaunlich« sagt er nicht. Kleine graue Vögel interessieren ihn nicht sonderlich, auch wenn sie noch so selten und faszinierend sind und ihr Auftauchen in seinem Forstrevier eine mittlere Sensation ist.

Pa plagt sich mit ganz anderen Problemen herum. Mit Windbruch, Baumschädlingen und Wildschäden, die überhandnehmen. Der im Westen an den Wald hinter unserem Dorf grenzende Truppenübungsplatz ist sein Revier und gehört zum Bundesforst. Die Bundeswehr unterliegt strengen Naturschutzauflagen. Dafür, dass die Soldaten auf dem Gelände Krieg spielen dürfen, wird viel Geld in Neuanpflanzungen gesteckt, die dem Schallschutz dienen sollen. Aber es gibt zu viele Rehe, die die Spitzen der angepflanzten Tannen fressen, deshalb hat Pa ab und zu Ärger mit dem Platzkommandanten.

Auch die Wildschweine vermehren sich zu schnell und Pa und seine Jagdgenossen kommen mit den Abschüssen nicht hinterher. Die Tiere fressen sich auf den angrenzenden Feldern satt und die Bauern beschweren sich, dass er seine Arbeit nicht ordentlich macht.

Und noch etwas raubt ihm die Zeit: Seit einigen Monaten steht zur Diskussion, ob der Truppenübungsplatz von der Bundeswehr aufgegeben wird. Die Frage, wie das Areal danach genutzt werden soll, erhitzt seitdem die Gemüter in den umliegenden Dörfern. Pa muss ständig auf irgendwelchen Versammlungen anwesend sein und ist deshalb kaum noch auf Pirsch in seinem Revier.

Und Ma ... sie hört mir zwar zu, aber sie findet, dass Raubwürger unheimliche Vögel sind, weil sie ihre Beute mit einem gezielten Biss ins Rückenmark töten und die kleinen Kadaver für schlechte Zeiten als Vorrat auf Dornen speisen.

Meine Mutter steht tausend Ängste aus, wenn sie weiß, dass ich alleine im Wald unterwegs bin, in dem unzählige Gefahren lauern. Spitze Dornen oder unsichtbare Felsspalten; Blindgänger aus der Nachkriegszeit, Bäume, von denen ich stürzen und mir die Knochen brechen kann, wilde Tiere mit scharfen Zähnen. Und natürlich der böse Mann, der mich eines Tages holen wird, so, wie er Alina geholt hat.

Du wirst dir wehtun, Jola, du wirst schon sehen.

Seit der Sache mit Alina sieht Ma den Schrecken auch dort, wo keiner existiert – dagegen helfen nicht mal ihre Pillen. Sie kann den Gedanken, dass es mich ebenso hätte treffen können, einfach nicht verwinden und ihre Ängste bestimmen unseren Familienalltag. Eltern sollten einem beibringen, wie man das Leben meistert und sich nicht davor fürchtet. Doch auch wenn sie vielleicht nicht den Titel »Eltern des Jahres« verdienen: Ich liebe Ma und Pa.

Meine Mutter sieht heute besonders hübsch aus. Ihr sonst blasses Gesicht ist auf Stirn und Wangen leicht gerötet von der Misonne. In ihrem dunkelroten T-Shirt und mit dem blauen Tuch im Haar sieht sie verdammt jung aus. Leider scheint meinem Vater das alles nicht aufzufallen.

Pa hat an, was er fast immer anhat: dunkle Cordhosen, dunkles T-Shirt und darüber ein offenes Holzfällerhemd. Er ist groß, über eins achtzig, deshalb fällt sein Bauchansatz noch nicht so auf. Außerdem sieht er gut aus. Wie George Clooney, sagt meine Freundin Saskia. Ich finde den Vergleich ziemlich weit hergeholt, aber vermutlich sieht man die eigenen Eltern mit anderen Augen als die übrige Welt.

Nachdem ich die Spülmaschine eingeräumt und angestellt habe, verziehe ich mich in mein Zimmer. Ma wird ihren Sonntagabend entweder mit Kater Paul vor dem Fernseher verbringen oder stundenlang mit einer ihrer Schriftsteller-Freundinnen telefonieren. Und mein Vater macht sich auf den Weg zum »Jägerhof«, wo er mit seinen Kumpels ein paar Runden kegelt oder Doppelkopf spielt und noch ein paar Bierchen trinkt.

Manchmal schaue ich mir zusammen mit meiner Mutter einen Film an, aber sie hat sich heute (wie so oft) für eine Komödie entschieden und ich finde Komödien doof. Viel lieber hätte ich den Tatort gesehen, aber Ma schaut prinzipiell keine Krimis oder Thriller, weil sie danach nicht schlafen kann. Zu viel Aufregung.

Allein in meinem Zimmer rekapituliere ich den Tag und erneut packt mich der Groll über meine Angst, die mich im Wald zur Flucht bewegt hat. Ich darf sie nicht zulassen; darf der Angst keinen Raum geben im meinem Leben. *Ich darf nicht, ich darf nicht, ich darf nicht.*

Ich packe meinen Schulkrum für den nächsten Tag zusammen, dusche und lese noch ein paar Seiten in »Der Ruf der Wildnis« von Jack London. Das ist heimliche Lektüre. Nur Kai weiß, dass ich solche alten Kamellen lese. In einem kleinen Dorf wie Altenwinkel braucht es nicht viel, um als Freak abgestempelt zu werden. Es genügt, dass ich Vegetarierin bin, damit die Leute mich für extravagant halten.

Müdigkeit befällt mich, trotzdem kann ich nicht schlafen. Draußen ist es schon lange dunkel, als ich auf den Balkon hinaustappe. Die Luft ist süß und schwer vom Duft der Kirschblüten. Der Blütenschnee kommt immer, ein paar Tage früher oder später im Mai.

Unwillkürlich löst der süße Duft in mir die Erinnerung an ein merkwürdiges Erlebnis aus, das ich vor zwei Jahren genau an dieser Stelle hatte.

Es war ein Abend wie dieser, warm für die Jahreszeit und erfüllt vom Duft der Obstblüten. Ich fühlte mich krank, hatte leichtes Fieber und beschloss, am nächsten Tag zu Hause zu bleiben. Es war schon fast Mitternacht, als ich Kai eine SMS schickte, damit er Bescheid wusste. Er war noch wach und rief mich zurück.

»Es schneit«, sagte er, »geh auf deinen Balkon und schau es dir an.« Kais Stimme wirkte wie Medizin. Ich wurstelte mich aus meinem verschwitzten Bett, zog mir was über und schlurfte mit dem Handy am Ohr auf den Balkon. Ans Geländer gelehnt, sah ich im Licht des Mondes den Kirschblüten zu, wie der Wind sie von den Zweigen holte und wie kalten Schnee im wilden Garten verteilte. Damals war ich felsenfest davon überzeugt, dass ich Kai irgendwann heiraten werde, weil er das seltene Exemplar eines Jungen war, der Augen für Kirschblütenschnee hatte.

Um mich ein wenig aufzumuntern, erzählte Kai mir einen Witz und prompt musste ich lachen. Plötzlich sah ich sie, die geisterhaft bleiche Gestalt im Nachthemd, mit dem Engelshaar und den Feenflügeln. Sie stand unter dem Kirschbaum im Dunkeln, eingehüllt in bläuliche Nebelschleier, und sah zu mir herauf. Ich ließ das Handy sinken, während Kai fröhlich weiterplapperte. Mit fiebrigem Blick starrte ich die bleiche Fee an – und sie mich.

Das ist unmöglich, das kann nicht sein, war alles, was ich zu denken vermochte.

»Alina«, flüsterte ich ungläubig. Aber die Gestalt war schon wieder in der diffusen Dunkelheit verschwunden. Aus dem Handy wetterte Kais Stimme: »Verdammt ... Jola, hörst du mir überhaupt zu? Was ist denn mit dir los?«

»Ich glaube, ich hab gerade ein Gespenst gesehen.«

»Du hast Fieber«, sagte Kai. »Leg dich lieber wieder in dein Bett.«

Außer Kai habe ich niemandem von der unirdischen Erscheinung erzählt. Ich glaube nicht an Geister, damals wie heute nicht, und mir ist durchaus klar, dass mein fiebriges Hirn mir ein Bild vorgegaukelt hat. Ich war einer Sinnestäuschung erlegen. Oder einfachem Wunschdenken. Alinas Geist ist mir seither nie wieder erschienen, aber ich wäre nicht überrascht, wenn sie heute Abend mit ihren Feenflügeln unter dem Kirschbaum stehen würde. Einfach weil ich es mir so sehr wünsche.

Alina war mit ihren Eltern erst ein Jahr und ein paar Monate vor ihrem Verschwinden von Berlin in das Haus in der Dorfstraße gezogen. Beide Eltern arbeiteten in der Stadt und kamen meist spät nach Hause, trotzdem versuchten sie, aktiv am Dorfleben teilzuhaben. Doch Zugezogene haben einen schweren Stand in Altenwinkel, sie bleiben auf ewig Fremde und werden von den Alteingesessenen auch nach Jahren noch argwöhnisch beäugt.

Alina scherte sich nicht darum, dass die Dorfkinder sie schnitten und belächelten. Sie trug gerne Kleider in grellen Farben und fiel dadurch auf wie ein Papagei im Hühnerstall. Wir waren Beinahe-Nachbarn, und obwohl Alina und ich grundverschieden waren, mochten wir uns auf Anhieb. Aus der Stadtpflanze und dem Landei wurde schnell ein Team.

Drachen, Einhörner, Feen und Elfen waren Alinas Welt und ich ließ mich mitreißen von ihrer wilden Fantasie. Wenn wir verborgen hinter der großen Hecke im verwilderten

Garten spielten, der zwischen den Grundstücken unserer Familien liegt, war sie die Waldfee und ich der Schrat, weil ich immer in zerbeulten Hosen herumliefe und stets Kiefernadeln im Haar hatte. Der Garten war unser magisches Reich, dort konnten wir ungestört unseren kindlichen Spielen fröhnen, während wir in der Schule Interesse an Klamotten, Boygroups und Jungen heucheln mussten.

Mein Vater duldete es nicht, dass andere Kinder aus dem Dorf das Grundstück als Spielplatz nutzten, aber bei Alina und mir drückte er ein Auge zu, wahrscheinlich, weil er uns so besser unter Kontrolle hatte.

Alina versuchte, mich davon zu überzeugen, dass es im Wald hinter dem Dorf Feen, Elfen und Einhörner gibt. »Sie leben im Verbotenen Land«, behauptete sie und grinste dabei auf eine Weise, die mich verunsicherte: Glaubte sie das wirklich oder machte es ihr Spaß, mich auf den Arm zu nehmen? Wir kicherten und es war mir egal.

Das *Verbotene Land* ist der Truppenübungsplatz. Ich versicherte Alina, dass ich auf den Streifzügen mit meinem Vater noch nie eine Fee oder gar einen Elf gesehen hatte. Nur gewöhnliche Soldaten in Tarnuniformen, die auf Ziele ballerten oder am Boden herumrobbten. Aber davon wollte sie nichts hören. »Nur weil du sie nicht siehst, heißt das nicht, dass es sie nicht gibt.« Das sagte sie und dabei blitzte der Schalk aus ihren blauen Augen.

Es war Mitte September, als sie verschwand. Erst zwei Wochen zuvor hatte die Schule wieder begonnen. Alina und ich waren am späten Nachmittag im verwilderten Garten zu unserem geheimen Spiel verabredet gewesen, doch Ma hatte beim Kontrollieren meiner Hausaufgaben festgestellt, dass ich sie in Eile und schludrig erledigt hatte. Ich musste alles noch einmal schreiben. Als ich endlich fertig war und zu meiner Freundin laufen konnte, war sie nicht mehr da.

Zuerst glaubten alle, Alina wäre in den Wald hinter den Gärten gelaufen und hätte sich verirrt. Ihre Eltern, die Polizei und das halbe Dorf suchten fieberhaft im Wald und auf den Feldern nach ihr. Der Truppenübungsplatz wurde von Polizisten mit Suchhunden und Soldaten in allen Himmelsrichtungen durchkämt. Doch die unzähligen natürlichen Höhlen und versteckten Spalten im Muschelkalk sowie die Überreste der alten Bunkeranlagen und der Wehrmachtstollen im Berg erschwerten die Suche nach Alina.

Die alte Kiesgrube zwischen Altenwinkel und unserem Nachbardorf Eulenbach, die die Leute im Sommer zum Baden nutzen, wurde von Tauchern abgesucht – doch alles blieb ohne Erfolg. Es war, als wäre Alina vom Erdboden verschluckt.

Als die beiden Polizisten zu uns nach Hause kamen, um mich über meine Freundin auszufragen, hatte ich den Ernst der Lage noch nicht einmal zur Hälfte erfasst. Die Befragung war ein Albtraum für mich. Erst nach einigem Zureden offenbarte ich unser Geheimnis und erzählte den Beamten, dass Alina sich am liebsten als Tinkerbelle verkleidete und in der Schule oft träumte. Dass sie Pferdenärrin war und ihre Lieblingsfarbe Himmelblau, weil das so gut zu ihren blauen Augen passte. Dass sie für ihr Leben gern mit Buntstiften malte (Drachen, Einhörner, Feen und Bäume) und so neugierig war, dass die Antworten auf ihre vielen Fragen sie manchmal zum Heulen brachten, weil sie anders ausfielen, als sie sich erträumt hatte.

Ich erzählte den Polizisten auch von Tinkerbells großem Talent, sich selbst in Schwierigkeiten zu bringen – aber all das brachte Alina nicht zurück.